

Leseprobe Gebrauchsanweisung Schweden

ANTJE RÁVIC STRUBEL

Ich hatte eine Villa in Schweden, am Ufer des Fryken in Värmland. Vom Fenster und von der Veranda war der See zu sehen, der in der Sonne hell aufschien. Vogelbeerbäume säumten eine Schneise im Wald. Solange der Nachbar die Schneise nicht zuwuchern ließ, wurde sie von Rehen genutzt, um in der Dämmerung zum Trinken ans Ufer zu ziehen. Wenn die Tannen nachts in der Spur des Mondes Schatten auf die Kiesel warfen und das Gras am Schuppen grau und verwittert aussah, wenn nach einer stürmischen Nacht Kastanienhülsen, Birkenzweige und die Blätter der Akazie über die Holzplanken der Veranda trieben und das Haus im blauen Licht wirkte wie der letzte, verlassene Ort, oder wenn an einem Frühsommernmorgen der Tau die verrosteten Seile des Fahnenmastes im Garten versilberte und die Luft so klar war, dass sie schmerzhaft scharfe Bilder aus der Landschaft trieb, war es, als hätte bis zu diesem Moment jemand anderes mein Leben gelebt. Ich aber wäre die ganze Zeit hier gewesen.

Ich war in meine Villa so verliebt wie Tania Blixen in ihre Farm in Afrika, und genauso blauäugig hatte ich sie auch gekauft. Die Abenteuer schienen mir, die ich nie in Kenia gewesen bin, vergleichbar groß. Unerschrocken unternahm ich Tagesmärsche in den nächsten Ort, um Proviant für die kommenden Wochen zu kaufen, verhandelte mit Einheimischen über die Reparatur meines Brunnens und hielt Elche für mindestens so gefährlich wie Löwen, weshalb ich wahrscheinlich nie einen sah. Glücklicherweise war ich am Ende nicht ganz so pleite wie die dänische Schriftstellerin, aber ich war am Anfang auch nicht annähernd so reich gewesen. (...)

Meine Villa war weißgestrichen. Sie war zweistöckig und stand auf einer Hügelkuppe, und aus der Ferne sah man sie leuchten. Beim Näherkommen begann die Farbe allerdings deutlich zu blättern. Die Nachbarn, von denen es zwei in unmittelbarer Nähe und weitere acht im Umkreis von fünf Kilometern gab, empfahlen mir, das Haus noch vor dem Winter zu streichen. Ich sollte auf keinen Fall weiße, sondern rote Farbe verwenden, jenes Rot, das seit Ende des 18. Jahrhunderts Teil der schwedischen Nationalromantik geworden ist. Sie hatten nicht vor, mich zu einer echten Schwedin zu machen. Sie wollten mich nur beschützen.

Natürlich ist das Faluröd nicht einfach nur eine Farbe. Wer in einem roten Haus mit den typischen weißen Kanten wohnt, wohnt auch in einer Tradition, die im 16. Jahrhundert ihren Ursprung bei den höheren Ständen hat. Die schwedischen Kaufleute waren die

ersten, die ihre Häuser rot streichen ließen. Diese Idee kam ihnen nicht unbedingt, weil sie ästhetisch besonders auf der Höhe gewesen wären. Sie wollten vielmehr, dass ihre Holzhäuser den Backsteingebäuden reicher Europäer ähnelten. Sie schienen darauf zu vertrauen, dass sich, wenn's draußen rot aussieht, drinnen der Reichtum schon einstellen würde. Und für eine Weile behielten sie sogar Recht. Die frische Farbe schien das Geld anzulocken wie Insekten, und bald war genug zusammengekommen, um Schweden unter Gustav Vasa zu einer europäischen Großmacht erstarken zu lassen, die nicht nur die skandinavischen Nachbarn, sondern auch den gesamten nordeuropäischen Raum beherrschte. Erst zweihundert Jahre später war die Farbe so trocken, dass die Münzen abblätterten, das Imperium zerfiel und man einen General aus der Armee Napoleons als Thronfolger einsetzen mußte, weil kein Einheimischer das mehr machen wollte. Jean Bernadotte hielt 1810 seine Inaugurationsrede auf Pidgin-Schwedisch, und schrieb nach Hause: „Der Wein ist grauenhaft, die Leute haben kein Temperament, und nicht mal die Sonne strahlt Wärme aus.“

Bald darauf gehörte das Land zu den ärmsten Europas. Da ist es nur verständlich, dass die rote Farbe, die einst Wohlstand und Macht repräsentiert hatte, sofort Gegenstand einer romantischen Sehnsucht, einer Vergangenheitsverklärung wurde und nun eines der wenigen hervorstechenden Merkmale schwedischer Malerei ist. Auf Bildern des Impressionisten Carl Larsson leuchtet es besonders tief und bis hinein ins 20. Jahrhundert; so lange, wie sich die Armut hielt. Noch in den zwanziger Jahren zählten Rohstoffe wie Zucker beispielsweise zu ausgesprochenen Luxusgütern. Auch heute scheint die Schreckgestalt der Armut den Schweden noch hin und wieder ihren Schatten an die Schädeldecken zu werfen. Jedenfalls wird nicht nur das Brot gern gesüßt, sondern sie schleppen auch riesige Vorräte an Kanelbullar heran, was nur bedeuten kann, dass sie befürchten, die Zimtschnecken könnten ihnen noch immer jederzeit ausgehen. In keinem Haushalt dürfen sie fehlen, selbst im entlegensten Heimatmuseum oder in Geschäften, in denen man eigentlich Schuhe kaufen will, findet man sie eingewickelt, eingeschweißt oder frisch aus dem Ofen und so süß, dass eine Portion Insulin dazu nicht schaden könnte.

Meine Nachbarn servierten sie mit Kaffee und Aquavit und fragten, wann ich denn endlich mit dem Streichen beginnen wolle.

(...)

Meine Villa hatte weder Erdwärme, noch einen gußeisernen Ofen. Sie hatte weder niedrige Decken, noch kleine Fenster. Die Räume waren vier Meter hoch. Es gab funktionsuntüchtige, aber reich verzierte Jugendstilöfen, es gab Flügeltüren und Stuck, der mit Berliner Altbauten locker hätte mithalten können. Einer der Vorbesitzer hatte in einem Anfall schwedischen Umweltbewußtseins ein paar Solarplatten auf das nach Süden ausgerichtete Verandadach geklebt. Ich habe nie herausgefunden, ob sie tatsächlich zum Energiekreislauf beitrugen, vermute aber, dass sie, wenn sie überhaupt funktionierten,

nur an die kleine Sauna im Obergeschoß angeschlossen gewesen sein konnten. Die Sauna wurde nie wärmer als 50 Grad.

(...)

Ganz ungeachtet ihres großen Umweltbewußtseins schaffen sich die Schweden für ihre Grundstücke benzin-oder elektrobetriebene Minibulldozer an. Im Winter schnallen sie einen Schneeschieber davor, den sie im Sommer gegen einen Rasenmäher-Aufbau austauschen. Kein schwedisches Haus kommt ohne diese vierrädrigen Krachmacher aus. Es wird behauptet, das sei notwendig, um der riesigen Flächen Land, die zum Haus dazugehören, überhaupt Herr zu werden. Ich habe da allerdings meine Zweifel. Die Hingabe, mit der schwedische Männer auf diesen Bulldozern auf ihren Anwesen herumkurven, und zwar egal, ob sie durch Schnee oder Gras pflügen, deutet vielmehr auf untergründige Hitze hin. Sie sind nämlich gar nicht so kühl und zurückhaltend, wie ihnen nachgesagt wird. Als man im 18. Jahrhundert auf der Suche nach passenden Eigenschaften für einen schwedischen Nationalcharakter war und schließlich auf Kältherzigkeit und pathologische Unfähigkeit zu emotionaler Reaktion kam, kannte man weder Rasenmäher, noch das Rasenmäherphänomen. Man konnte nicht wissen, dass dieses Phänomen eines Tages den schön ausgeklügelten Nationalcharakter wieder über den Haufen werfen würde. Das Röhren der Rasenmäher verrät, dass es unterhalb der Kälte heftig brodelte. Das irre Herumgekurve auf heißlaufenden Motoren zeugt von ungebrochener Leidenschaft.

Da schwedische Männer aber dem Nationalprofil entsprechend verlässliche, treue, verantwortungsbewußte Gefährten sind, zurückhaltend und vernünftig und sich auf keinen

Fall kindisch benehmen, darf die Vermutung, es könne sich da etwas Heißes, Unkontrollierbares im Herzen zutragen, überhaupt nicht aufkommen. Und hier liegt genau der Grund dafür, warum alle diese perfekt ausgestatteten Werkzeugschuppen haben. Die Werkzeuge sind Tarnung. Die Männer rüsten ihre Schuppen und Scheunen zu Profiwerkstätten auf, in denen sie stundenlang feilen, sägen und hämmern, weil sie die Hoffnung hegen, angesichts der andauernden Herumwerkelei möge der Rasenmäherwahnsinn, der sie regelmäßig überkommt, nicht mehr so auffallen. Es soll aussehen, als wäre Rasenmähen oder Schneeschieben nur ein untergeordneter Teil der jederzeit dringend anfallenden Ausbesserungen an Haus und Hof. Nirgendwo sonst auf der Welt gibt es so viele so glänzend ausgestattete Baumärkte, deren Dimensionen die zugehörige Ortschaft oft um ein Vielfaches übertreffen, und in denen man Werkzeuge zur Reparatur von Dingen bekommt, die man erst herstellen muß, um sie reparieren zu können.

Das Image des Heimwerkers, das schwedische Männer mittlerweile so erfolgreich etabliert haben, dieser „Mann für alle Fälle“, ist die pure Camouflage.

Die Frauen wären allerdings schön blöd, wenn sie zeigen würden, dass sie das von Anfang an durchschaut haben. Erstens haben sie nichts dagegen, dass ihr Haus immer dem neuesten technischen Standard entspricht und zweitens könnten sie mit ungezügelter Leidenschaft überhaupt gar nicht umgehen. Das heißt nicht, dass sie kalte Liebhaberinnen wären, wie sich das die Erfinder des Nationalcharakters wiederum für die Damen ausgedacht haben. Es heißt aber auch nicht, dass sie sich ungezügelt der Lust hingeben würden, wie es in Filmen über Schweden in den Sechziger Jahren suggeriert wurde. Der Skandalfilm „Sweden, Heaven and Hell“ des Italieners Luigi Scattini aus dem Jahre 1968 machte Schweden dafür bekannt (und im pruden Amerika dafür verrufen), freizügig, für alles offen, ja geradezu übersexualisiert zu sein. Sobald die Junisonne nicht mehr untergeht, so die einschlägige Projektion aus dem Ausland, sind große, blonde, nackte Menschen zwischen den Schären pausenlos am Kopulieren und halten nur inne, um mit einem Schluck Selbstgebrannten die Leidenschaften weiter anzuheizen. In Deutschland soll die Bezeichnung „Schwedenfilm“ angeblich auf pornografische Inhalte hinweisen. In Amerika versucht man, den Sexappeal von dünnem Bier oder zähflüssigem Massage-Öl durch Werbeslogans zu steigern, die das Adjektiv „swedish“ enthalten.

Die schwedische Einstellung zum Sex ist tatsächlich unverkrampft. Sie wirkt in ihrer Direktheit und ihrem Pragmatismus allerdings eher ernüchternd als erotisierend und erinnert mich an die mechanistischen Bedienungsanleitungen aus dem ostdeutschen Aufklärungsbuch „Denkst du schon an Liebe?“